



MINUTEN

DIE  
NACHT  
DER  
ANGST

NICK PIROG

DU HAST EINE STUNDE -  
UM ZU ÜBERLEBEN

PIPER



A silhouette of a person running through the large number '60' at the top of the cover.

# 60 MINUTEN

## DIE NACHT DER ANGST

NICK PIROG

PIPER

DU HAST EINE STUNDE -  
UM ZU ÜBERLEBEN



OM 20 OBERLEBEN

*Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:*

[www.Piper.de](http://www.Piper.de)

Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch von  
Alexander Wagner

© Nick Pirog 2016

Titel der englischen Originalausgaben:

3:00 A. M., 3:10 A.M, 3:21 A. M.

© Piper Verlag GmbH, München 2022

Published in agreement with the author, c/o Baror  
International, Inc., Armonk, New York, U. S. A.

Konvertierung auf Grundlage eines CSS-Layouts von  
digital publishing competence (München) mit abavo vlow  
(Buchloe)

Covergestaltung: zero-media.net, München

Coverabbildung: Finepic®, München

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich der Piper Verlag die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

# Inhalt

## Inhaltsübersicht

Cover & Impressum

Schrei

:01

:02

:03

:04

:05

:06

:07

:08

:09

:10

:11

:12

:13

:14

:15

:16

:17

Tod

:01

:02

:03

:04

:05

:06

:07

:08

:09

:10

:11

:12

:13

Countdown

:01

:02

:03

:04

:05

:06

:07

:08

:09

[:10](#)

[:11](#)

[:12](#)

[:13](#)

[:14](#)

[:15](#)

[:16](#)

## **Buchnavigation**

1. [Inhaltsübersicht](#)
2. [Cover](#)
3. [Textanfang](#)
4. [Impressum](#)



# Schrei

:01

Eine Stunde. Sechzig Minuten. Dreitausendsechshundert Sekunden. So lange habe ich jeden Tag. So lange bin ich wach. Ich will euch nicht mit dem wissenschaftlichen Aspekt des Ganzen langweilen; ich möchte lieber zur Story kommen. Eine unglaubliche Story. Und mir bleibt nur eine Stunde, um sie zu erzählen. Aber vorher solltet ihr zumindest wissen, dass ich bereits jede Menge Ärzte aufgesucht und alle nur erdenklichen Medikamente eingeworfen habe, ohne dass es irgendetwas geholfen hätte. Ich wache jeden Morgen um Punkt 3:00 Uhr auf und schlafe eine Stunde später wieder ein. Dann schlafe ich dreiundzwanzig Stunden. Bis sich das Spiel wiederholt. Nicht besonders viel Leben, aber das einzige, das ich kenne.

Ich bin sechsunddreißig Jahre alt.

Die meisten Menschen meines Alters sind seit über zweihunderttausend Stunden wach. Ich dagegen seit weniger als vierzehntausend. Den Ärzten zufolge bin ich einer von drei Menschen weltweit in diesem Zustand. Zustand, so nennen sie

es. Keine Krankheit, kein Leiden, ein Zustand. Ein junges Mädchen in Taiwan hat es. Und noch ein Typ in Island. Aber es ist nach mir benannt. Ich hatte es zuerst. Henry Bins. So nennen sie es. Ich bin Henry Bins, und ich habe Henry Bins.

Wie auch immer, ihr fragt euch vielleicht, wie ich zwei Sätze aneinanderreihen kann, obwohl ich weniger Stunden wach war als ein normaler Dreijähriger. Nun, was soll ich sagen? Ich bin ein Wunderkind. Und vielleicht, weil Gott mir Henry Bins gegeben hat – ich bin Henry Bins, und ich habe Henry Bins –, fand er es nur fair, mich mit einem brillanten Geist zu entschädigen.

Es ist jetzt 3:02 Uhr. Also lege ich besser mal los.

...

Ich öffne schlagartig die Augen.

Es ist der 18. April. Das weiß ich, weil gestern der 17. April war. Und weil der große elektronische Wecker auf meiner Kommode das Datum anzeigt. Die leuchtenden grünen Ziffern verraten mir außerdem, dass es 3:01 Uhr ist.

Eine Minute vergangen.

Ich reiße die Decke weg und springe aus dem Bett. Ich bin vollständig bekleidet. Graue Jogginghose, ein kastanienbraunes Kapuzensweatshirt und limettengrüne Asics. Nächster Halt: die Küche. Mein Laptop steht auf dem Küchentisch bereit. Ein Tippen auf das Mousepad, der schwarze Bildschirmschoner



verschwindet, das eingefrorene Bild einer Burg erscheint. Eine Folge von *Game of Thrones*, die Serie, die ich mir jeweils in Zehn-Minuten-Sitzungen reinziehe. Ein weiteres Tippen auf die Leertaste, und die Folge startet. Den Blick auf den Monitor geheftet öffne ich den Kühlschrank und hole mir ein Sandwich – Roastbeef mit viel Senf – und einen Erdnussbutter-Proteinshake heraus. Beides hat mir Isabel zubereitet, eine Mexikanerin, die für mich kocht, putzt und unzählige andere Dinge tut, für die meine Zeit nicht reicht.

Ich schnappe mir mein Handy. Keine Anrufe. Aber drei Textnachrichten. Alle von meinem Vater. Zwei davon Bilder von seinem Hund. Ich schreibe ihm zurück, dass er sich endlich wieder eine Partnerin zulegen soll, dann klemme ich mich hinter den Computer. Ich verschlinge das Sandwich und spüle es mit dem Shake runter, während ich mich in mein E-Trade-Konto einlogge. Multitasking heißt das Zauberwort. Unwillkürlich spähe ich auf die Uhr am rechten unteren Bildrand.

3:04 Uhr.

Vier Minuten vergangen.

Ich checke meine Aktien, die gut stehen – ich habe in den letzten vierundzwanzig Stunden etwa achttausend Mäuse gemacht –, korrigiere dann geringfügig meine Parameter für Käufe und Verkäufe und schließe das Fenster wieder. Ich logge mich auf OkCupid ein, einem Dating-Portal, und gehe die Nachrichten durch. Nichts Lohnendes. Mein Screenname,

NIGHTOWL3AM, zieht nur Verrückte an. Wie ihr euch vielleicht denken könnt, gestalten sich Treffen mit Frauen bei mir eher schwierig. Viele Jahre habe ich es mit rund um die Uhr geöffneten Buchhandlungen, Cafés oder Restaurants versucht, aber nachdem ich dreimal in der Notaufnahme gelandet war und einmal eine Frau ihren Bruder anrief, um meine vermeintliche Leiche entsorgen zu lassen, habe ich es aufgegeben.

Ich schließe die Seite und widme meine ungeteilte Aufmerksamkeit drei Minuten lang *Game of Thrones*. Ich liebe Tyrion.

Um 3:10 Uhr klicke ich auf Pause, schnappe mir mein iPhone und meine Earbuds und sprinte aus der Tür.

Es ist Frühlingsanfang, und die Luft in Alexandria ist kalt. Ich wünschte, ich hätte eine Mütze aufgesetzt, aber ich will keine Zeit damit verschwenden, umzudrehen und mir eine zu holen. Die Straßen sind menschenleer. Drei Uhr morgens muss die stillste Zeit des Tages sein. Selbst die hartgesottenen Nachtschwärmer sind inzwischen zu Hause, und die verrückten Frühaufsteher liegen noch im Bett. Andererseits habe ich keinen echten Vergleich. Ich weiß nur, dass während der halben Stunde, die ich draußen verbringe, die Wirklichkeit genauso gut auf stumm geschaltet sein könnte. Ich renne unter den Straßenlaternen dahin, die dem Sonnenlicht wahrscheinlich am nächsten kommen, und konzentriere mich



auf meinen Körper. Meine Oberschenkel brennen, die kalte Luft sticht in meinen Nasenlöchern und in der Lunge.

Ich zwinge mich, im Hier und Jetzt zu bleiben. Keine Zeit für die Vergangenheit oder die Zukunft. Mein Leben ist die Gegenwart. Viele Jahre lang habe ich das Was-wäre-wenn-Spielchen gespielt. Was wäre, wenn ich ein normales Leben hätte? Wo wäre ich dann? Wäre ich verheiratet? Hätte ich Kinder? Aber auf die Art sind ruck, zuck zwanzig oder dreißig Minuten vergangen. Vergeudet. Mit Dingen, die ich ohnehin nicht ändern kann. Die unveränderlich sind.

Ich höre drei Songs von The Lumineers, meiner neuen Lieblingsband, und dann fünf Minuten lang *Feed the Pig*, einen Investment-Podcast. Es sind drei Kilometer bis zum Potomac, einer Wasserstraße, die eine natürliche Grenze zwischen Virginia und Maryland bildet, und ich verbringe eine ganze Minute damit, einen Trawler zu beobachten, der von der schwarzen Strömung stromabwärts getrieben wird. Früher habe ich mich oft gefragt, wie so etwas wohl bei Tageslicht aussehen würde, das glitzernde Wasser unter der brennenden Sonne, die weißen, hingetupften Wolken. Doch der Tag existiert für mich nicht. Nur die Nacht. Nur die Dunkelheit.

Auf dem Rückweg bemerke ich einen Wagen, der in eine Seitenstraße abbiegt. Das erste fahrende Auto seit sechs Tagen. Es ist ein Ford Focus. Ein neues Modell. Die Ford-Aktie hat bei 13,02 geschlossen. Das nur nebenbei.

Ich schaffe die sechs Kilometer in knapp achtundzwanzig Minuten, und als ich mein Apartment erreiche, ist es 3:38 Uhr.

Mir bleiben noch zweiundzwanzig Minuten.

Drei Minuten Liegestütze und Sit-ups.

Danach vier Minuten duschen.

Nachdem ich einen sauberen Satz fast identischer Klamotten übergestreift habe und wieder in die Küche zurückgekehrt bin, ist es 3:48 Uhr.

Noch zwölf Minuten.

Ich hole einen Salat aus dem Kühlschrank: Gemüse, Karotten, Tomaten, Quinoa und Huhn. Gesundes Zeug. Ich schnappe mir einen Apfel, zwei Schokoladenplätzchen und ein großes Glas Milch.

Dann setze ich mich an den Tisch und klicke auf meinen Kindle. Ich lese *Lone Survivor* über einen Navy SEAL, der eine Schießerei mit den Taliban in den Bergen Afghanistans überlebte. Spannende Story.

Ich esse langsam, sauge dabei jedes Wort in mich auf.

Den letzten Bissen meines zweiten Schokoladenplätzchens vertilge ich um 3:58 Uhr.

Ich schalte den Kindle aus, stehe auf und schlurfe in Richtung Schlafzimmer.

Um 3:59 Uhr setze ich mich auf mein Bett.

Genau in dem Moment höre ich die Frau schreien.

Ich springe auf, renne zum Fenster. Direkt gegenüber steht ein Haus im Ranch-Stil mit einem Tor. Der Ford Focus, den ich



vorhin gesehen habe, parkt direkt davor. Keine Ahnung, wer dort wohnt. Ich habe die Leute noch nie gesehen. Was so ziemlich für alle meine Nachbarn gilt.

Eigentlich sollte ich schleunigst zurück ins Bett, weil ich jeden Moment umkippen werde. Geht aber nicht. Ich klebe am Fenster. Ebenso gut könnte ich zwischen den Doppelscheiben eingeklemmt sein. Die Sekunden ticken.

Das Tor öffnet sich, und mit eiligen Schritten kommt ein Mann heraus.

Während er die Tür des Ford Focus aufschließt, steht er für einen Augenblick direkt unter der Straßenbeleuchtung. Und als würde er meinen Blick spüren, dreht er sich um und späht nach oben. Wir starren einander in die Augen. Dann steigt er ein und fährt davon.

Und während meine Lider zufallen und ich umkippe, gilt mein letzter Gedanke dem Mann mit den markanten Gesichtszügen und dem durchdringenden Blick.

Dem Präsidenten der Vereinigten Staaten.

**:02**

Als ich mich wieder aufrappele, ist bereits die erste Minute meines Tages verstrichen. Mein Hals ist steif, eine Folge des Schlafens in leicht verrenkter Position. Andererseits kann ich

mich glücklich schätzen. Mein Kopf ist nirgendwo angestoßen. Kein Blut. Keine Gehirnerschütterung.

Ich reibe mir den Hals, während ich aus dem Fenster spähe. Vor meinem inneren Auge erscheint das Gesicht des Präsidenten, und ich schüttele heftig den Kopf, was einen stechenden Schmerz durch meinen Musculus sternocleidomastoideus jagt – den langen Kopfwendermuskel, der vom Schlüsselbein bis dicht unters Ohr verläuft. Kann das sein? War er das wirklich? Kein Zweifel. Der Mann, den ich gesehen habe, war eindeutig Connor Sullivan. Der 44. Präsident der Vereinigten Staaten.

Ich gehe in die Küche und setze mich vor den Laptop. Nach ein paar Sekunden habe ich die Biografie von Connor Sullivan auf Wikipedia aufgerufen. Der ehemalige Gouverneur von Virginia hat dunkelbraune Haare, trägt den Scheitel links und hat graugüne Augen, ganz ähnlich wie ich. Das war's dann aber auch schon mit den Gemeinsamkeiten. Sullivan ist unser bisher größter Präsident, er stellt Lincoln um sieben und Madison um fast vierzig Zentimeter in den Schatten. Er ist einen Kopf größer als ich, und ständen wir uns gegenüber, befände ich mich etwa auf Augenhöhe mit dem berühmtesten Kinngübchen der freien Welt. Und als wäre das nicht genug, ist der Mann auch noch Flügelspieler im All-American-Basketball-Team der Dayton University gewesen.

Ich überlege kurz, ob ich den endlosen Wikipedia-Artikel noch um ein Update ergänzen soll: 18. April – er ermordete eine

Frau in Alexandria, VA.

Das bringt mich darauf, die lokalen Nachrichtenportale zu sichten, ob vielleicht Meldungen über eine schwere Körperverletzung oder einen Mord vorliegen. Nichts dergleichen.

Mein Handy summt, und ich antworte rasch auf die »Lebst du noch?«-SMS meines Vaters, damit er endlich beruhigt schlafen kann. Meine Mutter hat uns verlassen, als ich sechs war, weil sie mit meiner Krankheit nicht umgehen konnte, und überließ es meinem Vater, sich um mich zu kümmern. Er hatte zwei Jobs, arbeitete täglich sechzehn Stunden, war aber jede Nacht da, wenn ich um drei Uhr aufwachte. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, mein Leben so normal wie möglich zu gestalten. Als ich klein war, ging ich jeden Morgen zwanzig Minuten in die Schule bei Lehrer Bins. Mathe, Naturwissenschaften, Rechtschreibung – er hat mir alles beigebracht. Mein Vater bestand vor allem darauf, dass ich soziale Fähigkeiten entwickelte. Er engagierte andere Eltern, ja, er bezahlte sie tatsächlich dafür, dass sie ihre Kinder vorbeibrachten, damit diese eine halbe Stunde lang mit mir Videospiele, Karten oder Tischtennis spielten. (Mit einigen von ihnen stehe ich immer noch auf Facebook in Kontakt.) Mein Vater forderte Gefälligkeiten ein oder gab große Summen dafür aus, um in bestimmten Einrichtungen spezielle Arrangements für mich zu treffen. An meinem zehnten Geburtstag erwachte ich in einem Vergnügungspark. Eine Stunde lang hatten wir



beide den ganzen Park für uns. Als ich achtzehn war, organisierte er mir einen Abschlussball. Mein Date war die Tochter einer Arbeitskollegin, und obwohl sie keine echte Schönheit war, war es trotzdem aufregend, und ich bekam sogar einen flüchtigen Kuss. Dad bereitete mich über zehn Nächte auf den Eignungstest für die Universität vor und beugte sich mit einer Stoppuhr über mich. An meinem einundzwanzigsten Geburtstag verwandelte mein Vater unser Haus in eine Bar, und es war voller Studenten. Später erfuhr ich, dass er einer Studentenverbindung der University of Virginia ein paar Tausend Dollar gezahlt hatte, um die Hütte voll zu kriegen.

Ich überlege, ob ich meinen Vater anrufen und ihm Neuigkeiten über seinen Lieblingspräsidenten erzählen soll, aber dann würde er mich nur in endlose Fragen verwickeln, und meine Stunde würde wie nichts verfliegen.

Lieber schnappe ich mir ein Sandwich aus dem Kühlschrank und versuche, den gestrigen Abend zu vergessen. Gestern war Vergangenheit. Die Vergangenheit interessiert mich nicht. Mich interessiert nur die Gegenwart. Und gegenwärtig habe ich bereits achtzehn Minuten meines Tages verschwendet.

Ich schnappe mir mein Handy, schlüpfe in meine Asics, denke diesmal an meine Mütze und trabe aus der Tür.

Es ist 3:26 Uhr.

Ich muss meinen Lauf abkürzen. Ich renne eineinhalb Kilometer in sieben Minuten, dann die Strecke wieder zurück in

sechs Minuten. Als ich unter der Straßenlaterne stehe, unter der Connor Sullivan einen Tag zuvor sein Auto geparkt hat, ist es 3:39 Uhr.

Noch einundzwanzig Minuten.

Ich drehe mich um und werfe einen Blick auf das Haus. Alles wirkt ruhig, als würde die schmiedeeiserne Umzäunung jede Bedrohung und auch jedes Geräusch von dem Gebäude fernhalten. Ich schiebe den Ärmel meines Sweatshirts über die Hand und fummle am Torschloss herum. Der Riegel schnappt zurück, und das Tor öffnet sich mit einem leisen Quietschen. Was ich hier vorhabe, ist weder gesetzlich noch moralisch vertretbar, schon klar, aber wenn in dem Haus eine Frau dringend Hilfe braucht? Seit dem Schrei sind fast vierundzwanzig Stunden vergangen. Die Frau könnte noch am Leben sein. Oder etwa nicht? So oder so, ihr fragt euch vielleicht, warum ich nicht die Polizei rufe, damit sie nachschaut?

Ganz einfach.

Es ist das Aufregendste, was in den vierzehntausend Stunden meines Wachseins je passiert ist.

Ich schlüpfte durch das Tor und schleiche auf Zehenspitzen die Treppe hoch. Rechts und links neben der Haustür befinden sich zwei schmale vertikale Fenster, und ich beuge mich vor und spähe ins Innere. Immer noch geblendet vom Licht der Straßenlaterne erkenne ich keine scharf umrissenen Formen. Mit der Hand, die noch immer von meinem Ärmel bedeckt ist –

ich habe nicht vor, Fingerabdrücke zu hinterlassen –, drücke ich auf den schmiedeeisernen Türgriff. Er gibt nach, und die Tür öffnet sich nach innen.

Vorsichtig weite ich mit meinem Fuß den Spalt, bis ich hindurchschlüpfen kann. Die Tür fällt hinter mir ins Schloss. Ich ziehe mein Handy heraus und tippe die Taschenlampe an. Der Raum wird heller.

Das ist Einbruch. Hausfriedensbruch. Was auch immer. Ich schaue mich um.

Dem Grundriss des Hauses nach zu urteilen, müsste die Garage links liegen und die Küche, das Wohnzimmer, die Schlafzimmern auf der rechten Seite. Ich atme tief durch und flüstere: »Hallo.«

Keine Reaktion.

Langsam bewege ich mich durch das Haus. Es ist größer, als es von außen wirkt, und erstreckt sich überraschend weit nach hinten. Alles wirkt gepflegt und riecht frisch und sauber. Die Küche ist makellos, bis auf zwei Teller in der Spüle, von denen offenbar gegrillter Käse und Tomatensuppe gegessen wurde. Der Kühlschrank ist gut gefüllt. Einige gesunde Nahrungsmittel, einige weniger gesunde. Im großzügigen Wohnzimmer hängt ein Flachbildfernseher, offensichtlich ein brandneues Modell, der 3-D-Brille nach zu urteilen, die neben der Fernbedienung liegt. Es gibt zwei kleinere Schlafzimmern und ein großes. Das größere ist das einzige, das bewohnt wirkt. Bilder, meist von Elefanten, schmücken jede erdenkliche Oberfläche.



Das Bett ist gemacht. Die Kissen sind perfekt aufgeschüttelt und arrangiert.

Mein Telefon vibriert. Es ist die Weckfunktion. Irgendwie hatte ich so eine Ahnung, dass ich im Haus auf der anderen Straßenseite landen würde, daher habe ich den Alarm auf 3:50 Uhr gestellt.

Ich mache mich auf den Weg zurück zur Haustür. Ich ziehe sie auf, dann blicke ich mich noch mal gründlich im Flur um. Eines erscheint mir völlig klar: Falls Connor Sullivan der Frau tatsächlich etwas angetan hat – die vielleicht die Besitzerin des Hauses ist oder auch nicht –, dann ist sie nicht hier. Also ist er entweder noch mal zurückgekommen, um sein Chaos zu beseitigen, oder es gab nie ein Chaos, und der Frau wurde gar nichts angetan. Aber egal ob A, B, C oder etwas anderes zutrifft, sie ist nicht hier.

Ein Schatten.

Mein Kopf fährt herum, und ein Blitz zuckt durch meinen Hals. Die beiden Aspirin und das Schmerzgel haben die Schmerzen deutlich gelindert, aber das Drehen meines Halses schaltet ihre Wirkung aus.

Ich stöhne den Kater an.

Er ist braun und schwarz, und seine Augen glitzern orangefarben im Lichtkegel meines Handys. Er kommt näher und reibt sich an meinem Bein.

»Hey, Kater.«

Er schweigt.

Ich lange nach unten, um ihn zu streicheln, aber da huscht er blitzschnell weg und tappt den Flur hinunter. Ich leuchte ihm hinterher. Er miaut vor einer Tür. Ich folge ihm und ziehe die Tür auf.

Der Gestank ist überwältigend.

Er springt einen förmlich an.

Die Frau liegt auf der Motorhaube eines Autos. Sie trägt ein blaues Tanktop und eine karierte Pyjamahose. Ihr Hals ist angeschwollen und schillert in Verläufen von Rot, Lila und Blau. Dieser Frau würden auch Schmerzgel und Aspirin nicht mehr helfen.

Die Katze springt auf die Motorhaube und maunzt die Frau an. Ihr Körper wirkt unterhalb des Halses komplett blutleer, pastellweiß. Die Katze hüpfte auf die Brust der Leiche und rollt sich dort zusammen.

Die Tote ist schätzungsweise Anfang zwanzig. Blondes Haar, zierlich. Augen, die einmal strahlend blau waren, aber jetzt stumpf und blutunterlaufen sind. Selbst im Tod ist sie noch attraktiv, und ich frage mich, wie viele Männerköpfe sich in ihrem Leben wohl nach ihr umgedreht haben.

Es klingelt, und ich schaue auf mein Handy. Seit sieben Minuten stehe ich jetzt neben der Leiche der Frau.

Scheiße!

Als ich mich zum Gehen wende, fällt mir auf, dass der Klingelton gar nicht von meinem Handy stammt. Er kommt von einem anderen Telefon. Möglicherweise von dem der Frau. Es

läutet ein drittes Mal. Das Handy liegt unter dem Auto. Also runter auf Hände und Knie. Dann flach auf den Bauch werfen. Weiterrobben, bis der Oberkörper halb unter dem tiefergelegten Audi verschwunden ist. Meine Finger ertasten die rosa Hülle des Telefons. Ich atme aus, strecke verzweifelt die Finger, das Telefon kippt auf die andere Seite. Es braucht sieben weitere Versuche, ehe ich das Handy endlich zu mir herziehen, mich mit schmerzendem Rücken unter dem Auto hervorschieben und mich aufrichten kann.

Ich schnaue und schniefe.

Es ist ein weißes Samsung Galaxy S4 in einer rosa Hülle. Der Anrufer hat aufgelegt. Es ist 3:59 Uhr.

Ich sprinte aus der Garage und in Richtung Eingangstür. Reicht die Zeit, um in meine Wohnung zu gelangen? Es sind knapp hundert Meter, dann drei Treppen hinauf. Was, wenn ich auf der Straße umkippe? Was, wenn ich es nur noch bis zum Vorgarten schaffe? Was, wenn mich jemand findet und kurz darauf die Leiche der Frau?

Mit ziemlicher Sicherheit werde ich im Gefängnis aufwachen.

Nicht zu schaffen. Ausgeschlossen.

Ein Versteck muss her.

Ich renne zu einem der kleineren Schlafzimmer, reiße den Schrank auf und springe hinein. Ich suche immer noch nach irgendeiner Möglichkeit, meine Beine auszustrecken, als ich in Tiefschlaf versinke.

:03

Er liegt auf meinem Bauch. Der Kater.

»Hey.«

Kater schaut zu mir auf, starrt mich aus orangefarbenen Augen an, bevor er den Kopf wieder auf meiner Brust ablegt. Die Ereignisse der vergangenen Nacht fluten mein Bewusstsein. Die Leiche der Frau. Das Handy unterm Auto. Die Tatsache, dass ich in einem Schrank versteckt bin, mit einem Kater auf der Brust.

Ich stemme mich in die Hocke, worauf Kater mit unbekanntem Ziel davonprescht. Diesmal ist es nicht mein Hals, sondern mein Rücken. Schmerzt wie die Hölle. Ich betaste die unteren Flanken und fühle eine tiefe, äußerst empfindliche Eindellung. Sanftes Mondlicht fällt durch ein offenes Fenster und beleuchtet den Plastikkleiderbügel, auf dem ich geschlafen habe.

Uff!

Sobald ich mich vollständig aufgerichtet habe, zücke ich mein Telefon.

Es ist 3:02 Uhr.

In meiner anderen Hosentasche finde ich das Handy der Frau. Das rosa Samsung. Das Display zeigt einen weißen Obelisk, das Washington Monument. Die Frau ist jetzt seit achtundvierzig Stunden tot, doch statt der zu erwartenden Flut



von Textnachrichten ist da nur ein Hinweis auf den verpassten Anruf von letzter Nacht. Hatte die Frau denn keine Freunde? Kollegen? Nimmt überhaupt irgendjemand von ihrer Abwesenheit Notiz? Wer hat sie gestern Nacht angerufen? Wie ist seine Nummer? Die Felder zum Eintippen eines Codes verleiten mich zu der Annahme, dass das Handy gesperrt ist. Wie wäre es mit dem Code 1234? Fehlanzeige. Was für eine Überraschung! Ich mache mir eine geistige Notiz, das Samsung wieder unter dem Auto zu deponieren, damit die Polizei es dort findet. Nachdem ich sämtliche Fingerabdrücke darauf beseitigt habe, versenke ich es in der Tasche meiner Jogginghose.

Was die Polizei betrifft, so hat sie sich gestern nicht blicken lassen, oder es muss sich um eine verdammt nachlässige Truppe handeln. Schließlich lag ich schlafend in einem offenen Schrank. Sie hätten eigentlich über mich stolpern müssen, dann wäre ich mit Sicherheit im Gefängnis aufgewacht, und das möglicherweise nach einer ersten Entjungferung von hinten. Daher ist meine Überraschung auch nicht allzu groß, als ich die Leiche noch an Ort und Stelle vorfinde. Ihr Allgemeinzustand steht allerdings auf einem anderen Blatt. Er ist noch weit unerfreulicher als gestern. Unter einem dichten Insektenschwarm begraben, beginnt sie sich zu zersetzen. Ein unerträglicher Schwefelgestank verpestet die Luft. Daran gemessen hat sie vor vierundzwanzig Stunden geradezu nach frischer Wäsche geduftet.

Ein heftiger Würgereiz zwingt mich zum Rückzug ins Haupthaus.

Es ist 3:04 Uhr.

Ich schlurfe in die Küche, ziehe meine Hand in den Ärmel meines Sweatshirts und öffne den Kühlschrank. Ich schnappe mir zwei Päckchen Cheese-Strings, reiße eines davon auf und beginne die Schubladen zu durchforsten. Möglicherweise liegt irgendwo Post. Oder etwas mit dem Namen der Frau darauf. Fehlanzeige. Keine Stromrechnungen, keine Kataloge, keine Spur ihrer Identität. Keine Brieftasche, kein Presseausweis des Weißen Hauses, keine schlüpfrigen Briefe von Connor Sullivan.

Nach fünf Minuten des Herumspionierens beschließe ich, mein Glück nicht herauszufordern, und strebe in Richtung Haustür. Doch dann besinne ich mich eines Besseren und durchquere das Wohnzimmer, wo eine Glastür zu einer kleinen Gartenterrasse führt. Während ich die Tür hinter mir zuschiebe, werfe ich einen letzten Blick in den Raum.

Kater starrt mich durch die Glastür an.

*Miau.*

»Was?«

*Miau.*

»Tut mir leid, aber ich bin mehr so der Hunde-Typ.«

*Miau.*

»Weiß auch nicht, trink meinetwegen aus der Toilette.«

*Miau.*

»Es gibt jede Menge Cheese-Strings im Kühlschrank.«

*Miau.*

»Na gut.«

Rasch schiebe ich die Tür wieder auf, und Kater springt in meine Arme.

Es ist 3:13 Uhr, als wir bei mir zu Hause eintreffen.

Mindestens so durstig wie Kater genehmige ich mir drei Gläser Wasser. Dann schnappe ich mir ein Sandwich und einen Shake und öffne eine Dose Thunfisch für Kater. Er schlabbert erst noch etwas Wasser aus der Schüssel, die ich ihm hingestellt habe, dann tappt er hinüber zu seinem Fressi, das er auf diese typische Art aufschleckt, wie Katzen es tun. Ich beuge mich nach unten und untersuche seinen Nacken, aber er trägt kein Halsband.

»Tja, ich kann dich ja schlecht Kater nennen, oder?«

Ich denke daran zurück, wie er mich zur Garagentür geführt hat, und sage: »Genau wie in der Folge von *Lassie*, wo Timmy in den Brunnen gefallen ist.«

Lassie.

Er schaut auf und nickt, als wollte er sagen: »Geht in Ordnung für mich.«

»Okay, Lassie, es fällt mir nicht leicht, dir das mitzuteilen, weil ich weiß, dass du ein aufrechter Konservativer bist, aber dein Frauchen wurde vom Präsidenten der Vereinigten Staaten getötet. Tja, so was passiert, wenn man Republikaner wählt.«

Als Antwort leckt er sich selbst.

Rasch entledige ich mich meiner Klamotten, werfe sie auf die Couch und dusche zwei Minuten lang. Nachdem ich Schmerzgel auf meinen unteren Rücken gerieben habe, schlüpfe ich in eine frische Jogginghose und einen frischen Kapuzenpullover, wähle mein Handy aus der Tasche meiner zerknüllten Hose auf der Couch und checke die Uhrzeit.

3:22 Uhr.

Noch jede Menge zu tun und nur noch achtunddreißig Minuten.

Fünfzehn Minuten später halte ich den Hörer eines Münztelefons in der Hand. Es ist das einzige mir bekannte Münztelefon weit und breit und befindet sich zufällig im Summer Park. Unwahrscheinlich, dass mich jemand dort beobachtet, trotzdem ziehe ich die Mütze tief ins Gesicht und die Kapuze meines Sweatshirts hoch, was mich vermutlich erst recht verdächtig aussehen lässt. Der Anruf bei der Polizei ist kurz und simpel: Eine tote Frau liegt in 1561 Sycamore.

Als ich zurückkehre, parkt bereits ein Streifenwagen vor dem Haus, und ich nehme den Hintereingang zu meiner Wohnung.

Während ich durch die Vorhänge spähe, sitzt Lassie auf meinem Schoß und leckt sich hingebungsvoll seine Hinterpfoten. Drei weitere Streifenwagen treffen ein, gefolgt von einem Van mit der Aufschrift *Alexandria Crime Scene Unit*.

In der letzten mir verbleibenden Minute zeigt mir ein erneuter Blick aus dem Fenster tanzende rote und blaue



Lichter, dann bette ich mich auf mein Kissen. Lassie rollt sich neben mir zusammen.

Nach zwei Nächten hintereinander auf dem Boden bin ich echt froh, dass ich es zurück in mein Bett geschafft habe. Doch als ich die Augen schließe, werde ich das Gefühl nicht los, dass ich etwas vergessen habe.

Etwas Wichtiges.

...

Überraschenderweise liegt Lassie dreiundzwanzig Stunden später immer noch neben mir zusammengerollt. Er blinzelt mich an und wirkt verpennt. Vermutlich hätte er gerne noch dreiundzwanzig weitere Stunden geschlafen. Aber schätzungsweise muss er sich irgendwann um seine Geschäfte kümmern, und ich habe kein Katzenklo.

Ich öffne die Tür zu meinem kleinen Balkon im dritten Stock. Nachdem ich eine vertrocknete Pflanze aus ihrem Topf gerissen habe, kippe ich die Erde auf den Balkon.

Lassie liegt immer noch auf dem Bett, und ich erkläre ihm:  
»Du kannst auf diesen Erdhaufen pinkeln oder kacken.«

Erstaunlicherweise tut er genau das.

Heilige Scheiße!

»Braver Hund.«

Ein Blick aus dem gegenüberliegenden Fenster zeigt mir, dass immer noch zwei Streifenwagen vor dem Haus parken.

Tatortabsperrband zieht sich rund um den schmiedeeisernen Zaun.

Ich lasse mich vor den Laptop plumpsen und gebe mir die Lokalnachrichten.

*Junge Frau ermordet.*

Alexandria liegt fünfzehn Minuten vom Weißen Haus entfernt, daher residieren hier jede Menge hoher Tiere. Schon allein deswegen hätte ich mir eine größere Geschichte erwartet, aber der Bericht beschränkt sich aufs Notwendigste. Kein Name. Kein Alter. Einfach nur, dass eine Frau erwürgt in der Garage ihres Hauses in Alexandria aufgefunden wurde. Keine Verdächtigen.

Nachdem Lassie und ich gefrühstückt haben, rufe ich meinen Vater an. Weil er ohnehin übernächste Nacht zum Kartenspielen vorbeikommen will, plaudern wir nur kurz. Eigentlich rechne ich damit, dass er nach dem Mord fragt, aber das tut er nicht. In zwei Tagen werde ich ihm persönlich davon berichten. Sein überraschter Gesichtsausdruck wird unbezahlbar sein.

Ob die Polizei die tote Frau bereits mit dem mächtigsten Mann der Welt in Verbindung gebracht hat? War sie eine von Connor Sullivans Assistentinnen? Eine Praktikantin?

Und was ist mit dem Präsidenten? Wem soll ich davon erzählen? Vielleicht eine anonyme E-Mail an die Polizei von Alexandria? Es wäre naiv zu glauben, man könnte den Präsidenten der Vereinigten Staaten eines Mordes bezichtigen,